

Mathias Greffrath

Der Mythos von der Wissensgesellschaft

Die Hiobsbotschaften beschleunigen sich seit einigen Monaten, aber nur widerstrebend haben die Politiker zur Kenntnis genommen, dass wir in eine große Krise steuern. Doch ist wirklich nur Negatives an der drohenden Misere zu sehen? Die Krise könnte uns vielmehr als Ansporn dienen, unsere Vorstellungen von Wachstum und Wohlstand neu zu definieren.

Mathias Greffrath

(* 1945) ist Schriftsteller und Publizist in Berlin.

Greffrath@aol.com



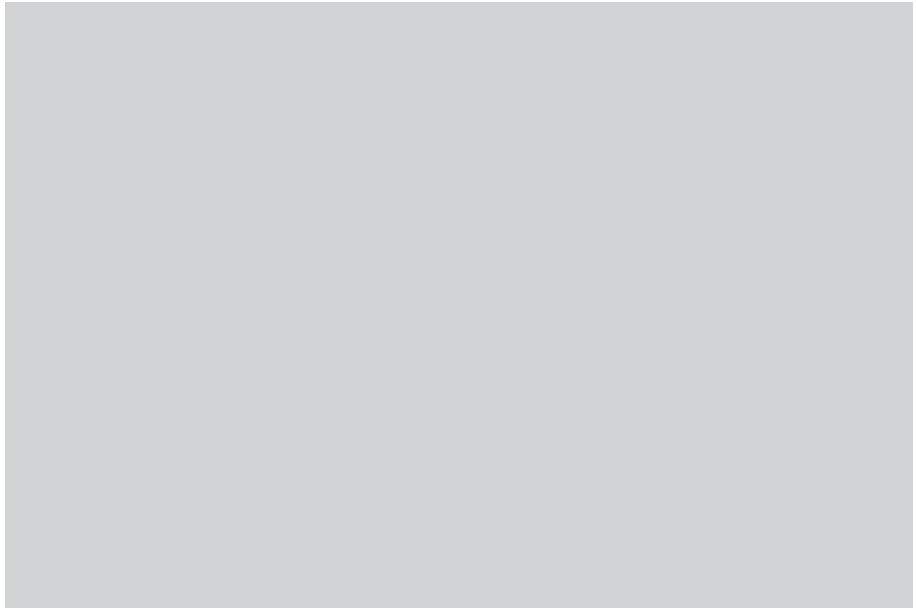
Der Welthandel schrumpft – die Containerschiffe fahren halbleer. Das Erwartungsbarometer der Händler, der Unternehmer, der Importeure und der Konsumenten sinkt. Berufsmäßige Optimisten in Berlin stimmen uns, das Volk, auf schwere Zeiten ein: weniger Arbeit, weniger Lohn.

Aber heißt es nicht auch: Jede Krise ist eine Chance? Halten wir uns also daran. Denn wir sind klüger geworden. Wir wissen nun: Was wir bis gestern glauben sollten, war falsch. Die wirtschaftsreligiösen Dogmen zerbarsten im Wochentakt; die Lobredner »innovativer Finanzprodukte« verstummten; die gut geölten Sänger der Marktfreiheit wurden heiser; die Apologeten der Globalisierung hatten schon immer Bedenken; und die Glaubensgemeinde, die uns jahrzehntelang erzählt hat, der Staat habe in der Wirtschaft nichts zu suchen, schrumpfte so schnell wie das Gletschereis. In Talkshows wurde gefragt, ob der Kapitalismus am Ende sei, wie es um die Gerechtigkeit stehe, ja, wozu Wirtschaft eigentlich

da sei. Ein großer Wissensschub setzte ein – wir sollten ihn nicht versickern lassen.

Wissen macht optimistisch, und der ökonomische Pessimismus dieser Tage ist vielleicht nur der letzte Zufluchtsort der alten Dummheit. Möglicherweise sind es ja nicht die Altersbeschwerden der Wohlstandsgesellschaft, die uns plagen, sondern die Wachstumsschmerzen beim Übergang zur Wissensgesellschaft. Zu einer Wissensgesellschaft, die diesen Namen verdient. Denn was uns die Meinungs- und Machteliten so lange als »Wissensgesellschaft« verkauft haben, war nur ein neuer Name für den alten Kapitalismus.

Wissen, so hieß es, sei nun zur ersten Produktivkraft geworden. »Die Bedeutung der Arbeit nimmt ab, die von Wissen nimmt zu.« Das war das Mantra, mit dem am Ende des letzten Jahrhunderts die »neue Ungleichheit« als quasi naturnotwendig begründet wurde. »Wissensgesellschaft« – das war ein anderes Wort für den vorerst letzten Schub der Konzentration und Zentralisation des Kapitals. Die verwissenschaftlichte Produktion, die automatisierte Massenfertigung, die elektronischen Netze, die großen Verkehrssysteme, die Energiezentralen können nur noch von gigantischen Geldmengen ins Werk gesetzt werden. Je intelligenter die Gesellschaft arbeitete, um so stärker wuchs die Marktmacht von wenigen Großen. Wissen



ist Macht – das stimmt immer noch – aber nur in der Hand von Mächtigen. Das Ganze ging – mit furchtbaren Unterbrechungen – ein paar Jahrzehnte lang ganz gut. Für uns, die Exportweltmeister, sogar sehr gut. Denn die Produktivitätsexplosion, die aus dem Zusammenwachsen von Kapital, Wissenschaft und Technik folgte, ließ den Wohlstand aller wachsen, für die einen etwas, für die anderen viel mehr – der Mechanismus ließ die alten Fragen nach Verteilung, gar nach Gerechtigkeit fast verstummen.

Damit ist nun Schluss. Die alten Kolonien sind von Abnehmern von Fertigprodukten und Lieferanten von Rohstoff zu Konkurrenten geworden. In den »hochentwickelten« Gesellschaften, die mit Gütern saturiert sind, gibt es nicht mehr genug Kaufkraft. Das nachholende Wachstum der Schwellenländer treibt die Welt in die Klimakatastrophe. Und die Erosion des Sozialstaats zersetzt bei uns die gesellschaftliche Ordnung: Billionen – die Gewinne von gestern – werden vor allem in den lukrativeren Wachstumsregionen in-

vestiert, oder in die Privatisierung dessen, was gestern noch, nennen wir es ruhig so: Volkseigentum war – Post, Bahn, Flughäfen, Verkehrsunternehmen, Stadtwerke – oder eben: das Wissen.

Die letzte technologische Revolution, repräsentiert durch Computer und Digitalisierung, war zugleich der Hebel, das Menschheitserbe an Produktionskenntnissen zu privatisieren. Die an Personen gebundenen Fähigkeiten von Bibliothekaren, Architekten, Bergmeistern, Bootsbauern, von Flugzeugkonstrukteuren, Komponisten, Wissenschaftlern, Feinoptikern und Filmlaboranten, werden sukzessive in Software verwandelt und kapitalisiert. Die gentechnische Herstellung von Saatgut gibt der großtechnischen Produktion von Lebensmitteln einen weltweiten Schub und vernichtet die kleinbäuerlichen Existenzen weltweit.

Es gab einen harten Grund, das drei Jahrzehnte lang hinzunehmen: Das Zusammenwachsen von Wissenschaft, Technik und Kapital hat die Wirtschaft so produktiv gemacht, dass sie bei uns die Über-

flüssigen mit durchfüttert, und die Mittelschichten in den Aufstiegsländern reicher werden lässt. Am Ende stehen Inseln märchenhaften Wohlstands in einer gespaltenen Welt. Der Produktivismus hat gesiegt; aber siegt er weiter, wird der Marsch in die Katastrophen unausweichlich.

Das alles ist seit längerem bekannt, aber immer noch schrecken die Talkshow-Auguren vor dem zurück, was Konservative schon immer predigen: dem Abschied vom Wachstum, der »Wende zum Weniger«. Das Jahr 2009 muss nur »überbrückt« werden, sagt die Kanzlerin, damit die Wirtschaft 2010 wieder wachsen kann. Die Angst vor der Wende zum Weniger entspringt aber dem Denken der alten Zeit. Die Wende, die ansteht, ist eine Wende zum Mehr. Die Wende zur Wissensgesellschaft. Auch wenn das Öl zur Neige geht, auch wenn wir weniger Materie in Verbrauchsprodukte umwandeln, auch wenn das Wachstum auf Null geht – unser Wissen kommt erst jetzt richtig zum Zuge.

Nicht nur das Wissen, das wir brauchen, um neue Energiesysteme, überlebensfähige Städte zu bauen; mit weniger Material und weniger Wasser auszukommen, und dabei nicht schlechter zu leben. Das alles ist notwendig, und wird geschehen. Vor allem aber das andere Wissen kann jetzt aufblühen. Das Wissen, das der Weisheit benachbart ist. Stellen wir uns vor, das Schlimmste, das sich die Helden der alten Zeit vorstellen können, wird wahr: unser Wachstum wächst nicht weiter. Es wandert nach China, nach Indien, nach Brasilien, nach Afrika, wo es noch gebraucht wird. Und wir bleiben so, wie wir sind. Produzieren Jahr für Jahr, genauso viel wie jetzt, mit immer mehr Intelligenz. Die Wirtschaft ist dazu da, das Leben der Menschen angenehmer und besser zu machen. Wenn wir nicht dümmen werden, wird die Produktivität und die Naturfreundlichkeit unserer Maschinen weiterhin steigen, aber die Gewinne daraus kassieren wir nicht in Lohn oder Gewinn, sondern im Kostbarsten, das

es für sterbliche Menschen gibt: in einem jährlichen Zuwachs an freier Zeit – als die Erben von zweihundert Jahren Überanstrengung, an deren Ende die Natur schrumpft und die Depressionen wachsen.

Konkret gesagt: In den letzten 15 Jahren ist die Arbeitsproduktivität um ein Drittel gestiegen, in weiteren 15 Jahren könnten wir also statt 35 Stunden in der Woche 24 arbeiten. Vier Tage à sechs Stunden, mit ungefähr so viel Geld wie jetzt. Und wenn die Produkte intelligent sind, mit genauso viel Profit. Aber, so fragen besorgte Liberale, was machen wir ohne Geld in den anderthalb gewonnenen Arbeitstagen? Wir hätten mehr Zeit für die Kinder, für die Liebe, für die Muße, für uns. Das halten die Menschen nicht aus, sagen die anthropologischen Pessimisten, und deuten auf die Unterschichten, die schon jetzt zu träge, zu dick, zu leseschwach, zu unmotiviert und ungebildet für aktive Muße sind.

Nun gut, dann setzen wir noch eins drauf, damit der Zielzustand den Namen Wissensgesellschaft wirklich verdient. In denselben 15 Jahren verdoppeln wir die Zahl der Lehrer aller Schularten. Können Sie sich vorstellen, was das für einen Wissensschub gäbe: eine Million mehr Lehrer, und auf jeden kämen nur acht Schüler? Die Kreativität der Wirtschaft würde explodieren, statt mit herumlungenden Halbwüchsigen hätten wir es mit motivierten und rechenstarken Lehrlingen zu tun. Mit Menschen, die von Fernsehkonsumenten zu kulturellen Aktivisten würden. Eine Gesellschaft ganzheitlich gebildeter Individuen. Klügere und ungestresste Menschen würden umweltgemäßer leben, sich besser ernähren. Ärzte würden arbeitslos, Humboldt, Schiller und Pestalozzi im Himmel jubeln, selbst Marx wäre zufrieden. Und wir könnten endlich das tun, was die Klimaretter uns empfehlen: den neuen Industriekontinenten vorführen, dass man am Ende auch ohne Wachstum gut lebt. Eine Weile müssen die

anderen noch zulegen, aber Beispiele stecken an; und, sagen wir, am Ende des Jahrhunderts könnte die geschändete Natur aufatmen.

Der schöne Plan hat nur einen Haken: Woher nehmen wir die 150 Milliarden, die der Marsch in die Wissensgesellschaft uns pro Jahr kosten würde? An der Antwort, die mir einfällt, können Sie sehen, dass es wohl nichts werden wird mit dem konstruktiven Ausweg aus der Krise der fossilen

Gesellschaft: 150 Milliarden, das wären 4 % Steuern auf die Geldvermögen aller Deutschen, es könnten auch weniger als 4 % sein, wenn wir die Erben kräftiger zur Kasse bitten oder die Steuerflüchtlinge erfassen für diese große Investition in die Wissensgesellschaft und ein gutes Leben unserer Kinder. Es ist ein Plan, der nur auf dem Taschenrechner aufgeht. Und so müssen wir wohl oder übel 2010 weiterwachsen. Und dumm bleiben.

Volker Ullrich

Ein spannender Thriller, sonst nichts

Anmerkungen zum Film »Operation Walküre«

Was ist nicht alles geschrieben worden, bevor der Film Operation Walküre nach mehrmaligen Verschiebungen Ende Januar in die deutschen Kinos kam. Harsche Vorverurteilungen und vorauseilende Lobgesänge hielten sich die Waage. Die Kritiker wandten ein, dass ein bekennender Scientologe wie der Hollywoodstar Tom Cruise ungeeignet sei, die Rolle des Hitler-Attentäters Claus Graf Schenk von Stauffenberg zu spielen. Jetzt ist der Film endlich zu sehen, und die ängstliche Debatte erweist sich als »Viel Lärm um einen spannenden Film«.

Die CDU-Sektenbeauftragte Antje Blumenthal nahm Verteidigungsminister Franz Josef Jung das Versprechen ab, dass der amerikanische Regisseur Bryan Singer nicht im Innenhof des Bendlerblocks drehen dürfe – an jenem Ort also, wo Stauffenberg und drei seiner Mitverschwörer in der Nacht vom 20. auf den 21. Juli nach dem gescheiterten Staatsstreich erschossen wurden. (Das Drehverbot wurde später aufgehoben!) Der Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Peter Steinbach, fand den Gedanken »unerträglich, wenn der Ehrenhof der Gedenkstätte zum Schauplatz einer erneuten Hinrichtung des Protagonisten Stauffenberg ... benutzt wird«. Und Berthold Graf Schenk von Stauffenberg, der Sohn des Attentäters, assistierte: »Tom Cruise soll die Finger von meinem Vater lassen. Da kommt sicher nur Mist raus.«



Volker Ullrich

(*1943) ist Historiker und Publizist; er leitet seit 1990 das Ressort Politisches Buch bei der *Zeit* in Hamburg.

ullrich@zeit.de

Die Verteidiger des Filmprojekts machten demgegenüber geltend, dass man zwischen dem privaten Bekenntnis des Schauspielers und der Rolle, die er verkörpere, unterscheiden müsse. Tom Cruise sei sehr wohl in der Lage, Stauffenberg glaubwürdig zu spielen. Dieser berechnete Einwand verband sich allerdings mit übertriebenen Erwartungen, was die geschichtspolitische Wirkung des Films betrifft. Unter der Überschrift »Deutschlands Hoffnung heißt Tom